

Sandra Girod
Manchmal will man eben Meer

Sandra Girod

*Manchmal
will man eben
Meer*

Roman

blanvalet

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2016 by Sandra Girod

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Blanvalet

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Gisela Klemt

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: Getty Images/Maica und www.buerosued.de

AF · Herstellung: kw

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-0557-8

www.blanvalet.de

Meine Nerven lagen blank.

Google Maps hatte die voraussichtliche Fahrtzeit von Hamburg nach Cuxhaven mit drei Stunden und 19 Minuten berechnet. Google Maps hatte gewusst, dass sich an diesem Vormittag die Autos auf zehn Kilometer vorm Elbtunnel stauten und mir deshalb die Route über die Fähre in Glückshafen empfahlen. Allerdings hatte das unheimlich schlaue Google Maps nicht vorhergesehen, dass an einer roten Ampel kurz vor Pinneberg ein Lkw mit zwei Anhängern auf mich wartete. In drei Stunden musste ich in Cuxhaven sein. Und jetzt zottelte ich seit einer Ewigkeit mit Tempo 60 hinter einem Rapsöl-Laster der Raiffeisen Weser-Elbe eG her. Sein Fahrer war bei der Arbeit, nicht auf der Flucht.

Es regnete. Ein gleichförmiger, beständiger, unaufhörlicher, sanfter Landregen. Die Windschutzscheibe meines VW-Bullis war beschlagen. Die Scheibenwischer quietschten. Die Autos vor und hinter mir verfügten vermutlich serienmäßig über stufenlos regulierbare Klimaanlage. Mein 20 Jahre altes Hippie-Mobil nicht. In meinem Bulli gab es nur einen Hebel, der neben dem mühlstein-großen Lenkrad angebracht war. Legte man ihn nach oben,

wurde es im Wagen kochend heiß. Legte man ihn nach unten, schweinekalt. Aus Gründen der Mischung schob ich ihn abwechselnd nach unten und oben.

»Die gute Nachricht: Bodenfrost ist heute nicht zu erwarten. Die schlechte: Der Sommer lässt sich weder heute noch morgen bei uns blicken«, sagte der Mann im Autoradio.

»Ist das noch weit?«, fragte mich meine Tochter Janelle zum zehnten Mal, seit wir die Stadtgrenzen Hamburgs hinter uns gelassen hatten.

»Nicht so weit wie nach Südfrankreich. Aber ein bisschen weiter als zu Oma und Opa«, antwortete ich.

»Es ist so langweilig«, schimpfte mein kleines Mädchen.

»Ach, Wölkchen«, sagte ich. »Ich kann es doch gerade nicht ändern. Möchtest du vielleicht einen Keks?« Ich zog den Picknickkorb aus dem Fußraum zu mir heran und kramte beim Fahren neben den Dinkel-Plätzchen noch eine Rolle mit Haushaltspapier heraus.

»Bäh! Die mag ich nicht«, maulte meine Tochter.

Ich wühlte im Korb nach der Prinzenrolle, öffnete sie mit den Zähnen, weil das Aufreißbändchen abgerissen war, und reichte ihr einen Keks.

»Wenn es regnet im Julei, ist der Juni vorbei«, sagte der Mann im Radio und lachte. »Und einen hab ich noch: Sind die Hühner platt wie Teller, war der Traktor wieder schneller.« Er suchte mit seinen Hörern nach den besten Bauernregeln. Reim dich, oder ich hau dich.

»Sind da auch Kinder?«, fragte Wölkchen mit vollem Mund. »Und finde ich da auch Freunde? Mama! Und warum hast du jetzt Scheiße gesagt? Mama, das darf man doch nur in Notfällen sagen, oder?«

»Das stimmt«, sagte ich. Vor dem Rapsöl-Laster war eben ein Trecker eingeschert, der einen Güllewagen hinter sich herzog. Vor mir Kurven. Gegenverkehr. Und Schilder: Fahrbahnmarkierung fehlt. Rollsplitt. Überholverbot. Ich wischte mit einem Stück Haushaltstuch an der beschlagenen Scheibe herum. Ein drängelnder Mercedesfahrer raste an unserer Kolonne vorbei, obwohl es verboten war. So ein Idiot.

»Mach mal lauter«, sagte meine Tochter, weil im Radio die Kindergartenhymne »Nossa« gespielt wurde. »Das mag ich.«

Mein kleines Mädchen klatschte mit den Händen und sang: *»Nossa, nossa, assim você me mata, ai se eu te pego, ai ai se eu te pego ...«*

Ich schüttelte verwundert den Kopf. Nach der U 8 für die Vierjährigen hatte uns der Kinderarzt zum Logopäden geschickt, weil Wölkchen noch nicht fehlerfrei mit der Aussprache des Deutschen jonglierte; dafür sang sie offenbar schon fließend Portugiesisch.

»Die schöne Mitteilung für alle verheirateten Autofahrer: Heute erlebt ihr endlich mal wieder länger Verkehr«, freute sich der Komiker im Radio, der dann vermeldete, dass sich die Autos mittlerweile auf zwanzig Kilometern vorm Elbtunnel stauten. »Dadurch bedingt kommt es zu Wartezeiten von bis zu einer Stunde an der Elbfähre von Glückstadt nach Wischhafen. Aber einen Trost habe ich für euch: Euer Auto muss stehen, ihr dürft sitzen.«

»Der Radioonkel hat wohl einen Clown gefrühstückt«, sagte ich mit zusammengepressten Lippen.

»Wieso hast du gesagt, dass der Mann einen Clown gegesst hat?«, fragte Wölkchen.

»Mama ist ein bisschen im Stress«, sagte ich und legte den dritten Gang ein. Im Getriebe knirschte es. Im Getriebe knirschte es immer, wenn ich in den dritten Gang schaltete.

»Mama, was ist Stress?«, fragte Wölkchen.

»Möchtest du gleich eine Milch?«, fragte ich zurück, während ich mit heulendem Motor den Rapsöl-Laster und den stinkenden Trecker auf einer Fahrbahn überholte, auf der die Fahrbahnmarkierung fehlte. Geschafft. Noch zwei Stunden und 45 Minuten.

Durch den Regen sah ich auf Wegweiser, die nach Horst, Strohdeich und in die Engelbrechtsche Wildnis führten. Vor der Blomeschen Wildnis bog ich ab und gab wieder Gas.

Die Landstraße führte jetzt schnurgerade an die Elbe. Ich blickte auf den mächtigen Strom, der an dieser Stelle von ausgedehnten Salzwiesenfeldern umgeben war. Windkraftträder drehten sich am Horizont. Ein gigantisches Containerschiff fuhr elbabwärts. Eigentlich ein Bild von nordherber Schönheit – wenn der kilometerlange Weg bis zum Fähranleger nicht von einer Blechlawine verstopft gewesen wäre. Ich ließ den Bulli bis an das Stauende rollen, stellte den Motor ab und senkte meinen Kopf ermattet, bis die Stirn auf dem Lenkrad lag. Ausgebremst. Was für eine bescheuerte Strecke. Ich fühlte mich unendlich müde.

»Heiß! Kaffee und Würstchen«, versprach eine Werbetafel in Schreibschrift, als ich nach einer Stunde Wartezeit meinen Wagen endlich auf der Elbfähre MS Ernst Sturm geparkt hatte. Janelle war in der Zwischenzeit eingeschlafen – ein Mal am Tag musste man Glück haben. Ich pflück-

te die Milchtüte vorsichtig aus ihren Händen, deponierte sie im Fußraum und stieg aus dem Bulli, um beim Fährmann das Ticket zu bezahlen. Dann kaufte ich mir einen Kaffee, stellte mich neben meinen Wagen und schaute auf den braunen Strom. Die ganze verdammte Fähre war vollgepropft mit Lkw. Die Fahrer hießen »Manfred«, »Arnold«, »Dankward« und »Barney-Bär«. Ein Spaßvogel hatte seine Windschutzscheibe mit den Schildern »Fahrer« und »Beifahrer« dekoriert.

Sie alle würden nachher wieder vor mir auf die Landstraße kriechen; dass ich es bis 15 Uhr nach Cuxhaven schaffen würde, war so gut wie ausgeschlossen. Wie andere Menschen es mit der Pünktlichkeit hielten, war ihre Sache. Für mich selbst war Unpünktlichkeit Ausdruck mangelnder Disziplin.

Ich checkte auf meinem Smartphone kurz die E-Mails. Meine Kollegin Margret, die mich vertreten sollte, konnte das Horoskop für die nächste Ausgabe unserer Frauenzeitschrift *Shangri-La* nicht finden. Das ging ja gut los, dachte ich finster, schmiss den leeren Kaffeebecher in einen Mülleimer und tippte als Antwort ein: *Frag bitte die Praktikantin, sie weiß Bescheid*. Dann betrachtete ich durch das Autofenster meine kleine Tochter, die mit offenem Mund friedlich in ihrem Kindersitz schlummerte.

Alles würde wieder gut.

Der Schreck von heute Morgen saß mir noch immer in den Knochen. Um vier Uhr war ich von einer SMS geweckt worden:

Es ist etwas Grauenhaftes passiert! Rufen Sie sofort an!
Panisch war ich aus dem Ehebett aufgesprungen und zu-

nächst ins Kinderzimmer gerannt, wo meine Tochter quer über der Decke lag und leise schnarchte. Mein Herz schlug mir bis zum Hals, als ich die Handynummer meines Mannes antippte und es klingeln ließ, bis sich die Mailbox einschaltete. Normalerweise pflegte Daniel eine geradezu symbiotische Verbindung zu seinem Handy. Ich hatte mich zur Ruhe ermahnt und in der Küche an den Tisch gesetzt. In London, wo Daniel sich auf einer Dienstreise befand, war es erst drei Uhr. Als wir gegen Mitternacht telefoniert hatten, war es ihm in seinem First-Class-Hotel mit Blick auf die Themse noch prächtig gegangen. Ich las die SMS noch einmal. Bei dem ominösen Absender handelte es sich um die »Notruf AG« und die Telefonnummer, die ich anrufen sollte, begann mit 0190. Also ein Callcenter. Schweinepriester, dachte ich. Verdammte Schweinepriester. Das waren ganz miese Kriminelle, die einen mitten in der Nacht überrumpelten und dann abzuzocken versuchten.

An Schlaf war nach diesem Adrenalinschub nicht mehr zu denken gewesen. Also hatte ich geduscht, mich geschminkt und angezogen. Bis Wölkchen das erste Mal aus dem Kinderzimmer nach mir rief, hatte ich bereits unser Gepäck in den Bulli verfrachtet, Frühstück gemacht, den Picknickkorb gepackt, die Tageszeitung gelesen, aufgeräumt und in der Redaktion meiner Frauenzeitschrift angerufen. Auf der Verbraucherseite sollte unsere Leserin unbedingt vor dieser SMS-Betrugsmasche gewarnt werden.

Und jetzt war ich auf halbem Weg nach Cuxhaven, und meine Augen brannten vor Müdigkeit. Der Halunder-Jet, ein Katamaran, der täglich zwischen Hamburg und Helgoland pendelte, raste an unserer betulichen Elbfähre vorbei.

»Na, ich bitte dich – das ist doch etwas Feines. Drei Wochen Nordseurlaub mit Tochter. Und die Kasse zahlt auch noch«, hatte Margret an meinem vorerst letzten Arbeitstag gesagt, weil ich zu behaupten gewagt hatte, dass eine Mutter-Kind-Kur kein reines Zuckerschlecken werden würde. Margret hatte stumme Blicke mit unserer obersten Chefin ausgetauscht, und ich hatte es mir geschenkt, mich weiter zu rechtfertigen. Ich wusste: Meine Kollegin würde während meiner Abwesenheit keine Gelegenheit auslassen, jeden kleinen Fehler in meiner Themenplanung zu bejammern. Wie ein Klageweib würde sie sich zeternd die Haare raufen und ihr Wehgeschrei gen Deutsche Bucht richten. Margret verfügte meiner Ansicht nach über das Gemüt eines Fleischerhundes – in psychischer wie in geistiger Hinsicht. Ihr fehlte jegliches Einfühlungsvermögen, und das Verständnis für Mütter ging ihr gänzlich ab. Wie der Verlag ausgerechnet so eine Person zu einer Führungskraft bei einer Frauenzeitschrift adeln konnte, war mir ein Rätsel. Nach dem Ende des Margret-Regimes würde ich vermutlich monatelang Aufbauarbeit betreiben müssen, um meine Mitarbeiter mental wieder herzurichten.

Aber das konnte ich jetzt auch nicht ändern. Ich hatte mit allen Mitteln für diese Kur gekämpft. Wölkchens kleine Lunge brauchte die Nordseeluft. Und für meine Tochter würde ich alles tun.

Alles.

Als Janelle und ich um halb drei Cuxhaven erreichten, hörte der Dauerregen für einen Moment auf, die Wolkendecke bekam ein Loch, und es war ein kleines Stück vom blauen Himmel zu sehen. Die Mutter-Kind-Klinik Seeburg lag direkt hinter dem Deich an der Nordsee und erinnerte mich in der Tat an eine mittelalterliche Festung – ein trutziges Bauwerk mit kleinen Türmchen, einigen Balkonen, Terrassen und ganz vielen Treppen.

»Was ist das?«, flüsterte Wölkchen, als wir auf dem Vorplatz aus dem Bulli stiegen. Sie deutete auf ein merkwürdiges Gespenst.

Das war bestimmt der Hausmeister der Kurklinik, den man vertraglich dazu gezwungen hatte, sich bei Bedarf ein Bettlaken über den Kopf zu stülpen, dachte ich und musste unwillkürlich lächeln. Er sah ein bisschen aus wie Barbapapa und machte artig den Grüß-August.

»Das ist einer der drei lieben Geister, von denen ich dir erzählt habe«, sagte ich. »Die wohnen hier in der Seeburg und sollen für uns ganz viel gute Laune verbreiten. Wir können ihn ja mal fragen, ob er der Huhu, der Hobo oder der Hallodri ist.«

»Lieber nicht. Ich hab Angst«, flüsterte Wölkchen und klammerte sich an meinen Arm.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte ich, nickte ihr aufmunternd zu und nahm sie an die Hand. »Du weißt doch: Mama gibt immer auf dich Acht.«

»Peng, Peng, du alte Puppe!«, kreischte ein kleiner Junge mit Wuschelkopf und zupfte an der Hülle des Hausgeists herum. Sein Zwillingbruder pirschte sich von hinten an und zielte mit einer kindgerechten Pumpgun auf das lustig winkende Gespenst. Der Hausmeister jaulte laut auf, als er von einem Plastikbolzen am Hinterteil getroffen wurde, und ballte kurz die Faust. Meine Güte – wer ließ denn solche Rüpel so übel bewaffnet auf die Menschheit los?

Wölkchen und ich betraten die Seeburg durch das große Eingangsportal, vor dem ein weiteres Gespenst umherhüpfte. So sah es also aus, wenn 75 Mütter und 136 Kinder gleichzeitig eincheckten. Ich schaute mich um und merkte, wie das Lächeln in meinem Gesicht gefror.

Einige Kinder kurvten mit Gepäckwagen durch die Empfangshalle und bretterten mit Karacho gegen umherliegende Taschen und Rucksäcke. Ein Junge versuchte, eine mannshohe Zimmerpalme neben der Rezeption zu erklimmen. Ein großes Mädchen boxte und schubste seine kleinere Schwester, die ihm daraufhin in den Bauch biss. Der Schrei der Großen war geeignet, ein Glas zum Zerspringen zu bringen. Einige Kleinkinder wälzten sich auf dem Boden.

Ich war nah an einem Hörsturz. Das hier war blanke Anarchie.

Um uns herum schimpften einige Mütter.

»Rosemarie, ich zähle jetzt bis drei!«

»Nein, Maximilian, nicht immer in den Pullover. Nimm bitte ein Taschentuch!«

»So, Bruno, es reicht. Für die nächsten drei Wochen kassiere ich das iPod ein!«

»Sag mal, du Hirni, spinnst du? Hör sofort auf, die Fliesen abzuschlecken! Steh auf, sonst setzt es was!«

Rosemarie heulte, und Bruno streckte seiner Mutter die Zunge aus. Hirni wurde von seiner Mutter rabiat durchgeschüttelt und dann brüllend auf dem Fußboden liegen gelassen.

Ich schaute die Mutter von Hirni völlig entsetzt an. Was war das denn für eine grässliche Person?

»Scheiß die Wand an, hier ist ja die Hölle los«, sagte eine Frau, die in der Schlange vor uns stand. »Nach der Kur hier brauche ich eine Delfintherapie.«

Ich fand ihre Wortwahl einigermaßen befremdlich und hätte Wölkchen am liebsten die Ohren zugehalten – aber vom Prinzip her hatte sie recht.

»Das ist ganz schön laut hier«, flüsterte Wölkchen.

»Stimmt«, sagte ich und nahm meine Tochter schützend in beide Arme. Rammstein hätte arge Probleme bekommen, sich gegen diese Geräuschkulisse durchzusetzen.

Um Gottes willen – wo waren wir denn hier gelandet?

»Herzlich willkommen in Cuxhaven«, sagte die Frau an der Rezeption zu mir, als wir an der Reihe waren, und lächelte uns zu. »Sie sind also Frau Wolkenstein. Und wie heißt du?«

Wölkchen zog es vor, ausnahmsweise zu schweigen.

Die Frau reichte mir mehrere Schlüssel, einen Anstecker

mit meinem Namen, viel Papier, ein kleines Fläschchen mit Desinfektionsmittel und sagte: »Bitte mit der Lösung nach jedem Toilettengang und vor den Mahlzeiten die Hände reinigen. Noroviren bekämen hier sonst die Chance, sich in rasender Geschwindigkeit auszubreiten.«

Au ja. Magen-Darm-Seuchen konnte ich mir in diesem Inferno lebhaft vorstellen.

»Die wichtigsten Informationen über die Seeburg finden Sie in diesem Faltblatt«, erklärte die Frau freundlich. »Bei uns herrscht ein striktes Alkoholverbot. Ein striktes Rauchverbot. Ein striktes Partnerverbot. Wenn Sie Besuche von Ihrem Partner erwarten, bitte nur außerhalb des Klinikgeländes. Die Nutzung eines Handys ist ausschließlich in den Zimmern gestattet. Nachtruhe herrscht ab 22.00 Uhr. Dann wird auch der Haupteingang verschlossen.« Sie reichte mir einen weiteren Prospekt. »Und hier noch ein Veranstaltungskalender, dem Sie entnehmen können, was in Cuxhaven alles los ist.« Sie lächelte noch etwas breiter und fügte hinzu: »Oder eben auch nicht. Ich wünsche Ihnen eine erholsame Zeit.«

Ich bedankte mich so freundlich wie eine Stewardess, der man im Flugzeug den Müll überreicht. Das hier war der Versuch, mich auf einen Schlag zu entmündigen und zu entrechten. Ich schluckte schwer.

»Ich muss mal«, flüsterte Wölkchen.

»Hältst du es noch einen winzigen Moment aus?«, fragte ich. Die virenverseuchten Örtlichkeiten hier würde ich keinesfalls betreten.

Wir fuhren mit einem gläsernen Aufzug in den sechsten Stock, suchten in den verwinkelten Gängen der Anstalt

nach Mutter-Kind-Kammer 69 und schafften es zwar rechtzeitig auf die Toilette – aber nicht rechtzeitig, die Hose und die Unterhose auszuziehen.

»Alles voller Piesch«, heulte Wölkchen.

Ich zog meine Tochter aus, warf die feuchten Klamotten hinter die Glaswand der Dusche und sah mich in dem Apartment um. Für eine Anstaltszelle war es ganz hübsch: zwei große, helle Zimmer, moderne Möblierung, Flachbildfernseher, ein Radio mit iPhone-Station. Ich zog die Vorhänge zurück. Es gab sogar einen Balkon – und aus allen Fenstern einen Blick auf die Nordsee. Ein Frachter schipperte so nah an dem Deich vorbei, dass ich den Namen erkennen konnte: MS Adventure.

»Oh, Mama, schau mal«, sagte meine Tochter. »Ist das nicht wunderwunderschön? Da sind lila Wolken! Lila – das ist doch meine Lieblingsfarbe!«

Ich atmete tief durch, schaute auf das Wasser und in einen Himmel mit rosa, gelben und tiefblauen Wolken. Mir war schwindelig, ich hatte Kopfschmerzen und ein Stechen in den Augen. Ich umfasste die schmalen Schultern meiner kleinen Tochter. »Ja, der Himmel über Cuxhaven ist wirklich schön«, antwortete ich. Dann setzte ich das halbnackte Wölkchen mit einem extratiefen Seufzer vor den Fernseher, machte Kika an und holte erst einmal die Reisetasche mit Janelles Sachen aus dem Bulli.

»Es ist einfach nur grauenhaft«, sagte ich zu meinem Mann, den ich über sein Handy erreichte, nachdem Wölkchen frisch umgezogen vorm Fernseher saß.

»Und warum ist es so grauenhaft, Yola?«, fragte Daniel zurück.

»Das ist hier wie im Knast«, sagte ich. »Ab 22 Uhr schließen sich die Tore. Viele der Frauen sind schrecklich. Wahnsinnig ordinär. Und die Kinder... die sind laut, ungezogen. Und teilweise richtig böse.«

»Das ist doch Quatsch, Yola«, antwortete Daniel. »Es gibt keine bösen Kinder. Nun entspann dich mal.«

Daniel hatte gut reden. Er residierte in der 5-Sterne-Herberge The Royal Horseguards und blickte aus seiner Suite auf das Riesenrad London Eye. Und jetzt empfahl er mir, in dieser Hölle mal locker zu bleiben.

»Die Jungen in der Klinik hauen, boxen und schubsen. Die Mädchen beißen und sind gehässig«, beharrte ich. »Und du glaubst nicht, welchen Ton hier einige der Frauen am Leib haben. Extrem unsympathisch.«

»Und wieso ziehst du dann nicht einfach in ein Hotel?«, fragte Daniel. Ich hörte, wie er nebenbei auf der Tastatur seines Laptops herumtippte. Daniel arbeitete als erfolg-

reicher Immobilienmakler und verkaufte mit seiner Firma exklusive Feriendomizile. Momentan hatte er gerade einen schwerreichen britischen Privatier namens Tony an der Angel, der ihn zu dem London-Trip eingeladen hatte. Wahrscheinlich schrieb Daniel irgendwelche E-Mails, während er mit mir telefonierte.

Ich war kurz davor, aus der Haut zu fahren.

»Super Idee«, sagte ich giftig. »Erstens geht das nicht so einfach. Und zweitens: Wie soll unsere Tochter Anschluss an die anderen Kinder finden, wenn wir in Cuxhaven ins Hotel ziehen? Die meisten Anwendungen finden in Gruppen statt. Ich will nicht, dass Janelle drei Wochen lang Außenseiterin bleibt. Es wird sowieso schon schwer genug für sie.«

Daniels Stimme nahm einen leicht aggressiven Unterton an. »Und was soll ich jetzt machen?«

Ich schloss die Augen und schluckte meine aufsteigenden Tränen herunter. Mir war das alles gerade zu viel. Ein bisschen Verständnis von meinem Mann hätte mir für den Moment schon gereicht. Wir schwiegen. Zu hören war nur das Klackern seiner Tastatur.

»Und wann bist du wieder zurück in Hamburg?«, fragte ich schließlich. Daniel hatte vor der Kur angekündigt, uns an jedem Wochenende in Cuxhaven besuchen zu wollen.

»Sorry, Yola, aber ich kann dir noch nicht fest versprechen, dass ich es bis Samstag nach Hause schaffe. Ich werde es versuchen, großes Ehrenwort. Aber Tony gibt sich eine wahnsinnige Mühe, mir ganz London zu zeigen. Er stellt mich vielen wichtigen Leuten vor. Ich kann ihn nicht enttäuschen. Schatz, das verstehst du doch – oder?«

Klar. Sicher. Mein Mann war seit jeher mit seinem Job

verheiratet. Ich war wütend und fühlte mich wieder einmal von ihm allein gelassen.

»Kommt Papi bald wieder?«, fragte mich Wölkchen, als ich nach dem Telefonat ihre Piesch-Sachen in dem Handwaschbecken mit Seife und heißem Wasser auswusch. »Ich vermisse ihn sooo sehr.«

Ich versuchte, mir meinen Ärger über Daniel nicht anmerken zu lassen. »Papa muss noch ein paar Tage arbeiten«, sagte ich. Und dachte grollend: Auch wenn seine Tätigkeit gerade darin bestand, sich auf den Five o' Clock Tea vorzubereiten, bei dem Biskuits, Scones, Finger-Sandwiches und das erste Glas Champagner gereicht werden würden. Ich hängte ihre Sachen in der Dusche zum Trocknen auf und sagte: »Sobald Papa kann, kommt er uns ganz bestimmt besuchen.«

Kurz darauf ging ich mit meiner Tochter an der einen Hand und Eimer und Schaufel in der anderen über den Deich. Wir zeigten unsere Kurkarten vor und setzten uns auf eine Bank auf der Promenade. Aus einem rosafarbenen Imbisswagen wurde dieser Strandabschnitt mit Rosenstolz beschallt.

Dass eine Mutter-Kind-Kur keine Vergnügungsreise sein würde, hatte ich natürlich gewusst. Die Seeburg war neben Atemwegserkrankungen auf die Behandlung von Übergewicht, Depressionen und Burnout spezialisiert. Aber so ein Kabinett des Grauens hatte ich mir dann doch nicht vorgestellt.

»Soll ich dir mal zeigen, wie ich mit meinem Glasauge schielen kann?«, hatte ein kleiner Junge, der mit uns im Lift nach unten fuhr, Wölkchen gefragt. »Ich kann's auch

rausnehmen.« Meine Tochter hatte sich schüchtern an mich gedrückt. Seine bis zum Hals tätowierte Mutter hatte teilnahmslos im Fahrstuhl gestanden, den Boden angestarrt und nur geschnauft. Sie sah aus wie eine vollgekritzelte Bushaltestelle.

Ich schaute am Strand den Guerilla-Zwillingen mit der Wuschelfrisur hinterher, die kreischend zum Wasser rannten. Hatten diese kleinen Rüpel ihre Waffen dabei? Eine blasse, sehr korpulente Frau trottete ihnen nach.

Wölkchen nahm sich den Eimer und begann, den Strand nach Muscheln abzusuchen.

»Frühestens nach drei oder vier Wochen Nordseeluft werden sich die Bronchien Ihrer Tochter merklich erholen«, hatte die Kinderärztin zu mir gesagt, als Wölkchen ihre letzte, besonders hartnäckige Lungenentzündung überstehen musste. Die tückische Infektion war ohne Fieber verlaufen. In der Kita hatte man ihre schwere Erkrankung überhaupt nicht bemerkt. Erst als ich Wölkchen abends aus dem Spätdienst abholte, fiel mir auf, dass mein Kind völlig apathisch war. In der Notaufnahme des Krankenhauses stellte man fest, dass die Sauerstoffsättigung in ihrem Blut bei einem für ein Kind dramatisch geringen Wert von 93 Prozent lag.

In den darauffolgenden Tagen hatte ich zu Hause alle vier Stunden mit ihr inhalieren müssen. Wir kannten die Prozedur von den Lungenentzündungen zuvor. Dennoch ertrug Wölkchen die furchteinflößende Maske mit dem Nebel aus einer halben Ampulle Isotoner Natriumchloridlösung und fünf Tropfen Salbutamol nur mit viel gutem Zureden. Und wenn ich nachts schlaftrunken an

ihrem Bettchen saß, Janelle unter der Maske schlief und der Vernebler leise brummte, zermarterte ich mir den Kopf, wie ich es schaffen konnte, drei Wochen am Stück freizubekommen. Drei Wochen! Alle Führungskräfte in meinem Verlag entfernten sich maximal für sieben Tage am Stück vom Schreibtisch.

Mein Mann hatte mir angeboten, dass wir uns die Zeit aufteilen könnten: Er würde mit seiner Prinzessin zwei Wochen Ferien an der See machen, ich bräuchte dann nur eine Woche zu übernehmen.

Nein.

Etwas in meinem Inneren sagte mir: kein Papa-Urlaub. Nicht nach dieser Sache in Südfrankreich, dank der meine Ehe mit Daniel gerade keine einfache Phase durchlebte. Und es war typisch für meinen Mann, dass er eine Kur für Wölkchen auf jeden Fall mit einem Urlaub für sich verbunden hätte. Never ever hätte er sich freiwillig in solch einen Knast wie diesen hier einsperren lassen.

»Mama, baust du jetzt mit mir eine Sandburg?«, fragte meine Tochter.

»Aber schau mal, der Sand ist vom letzten Regen noch ganz nass«, sagte ich und stand unschlüssig von meiner Bank auf. Sandburgenbauen war eigentlich nur etwas für Papas – eine weitgehend sinnbefreite Beschäftigung. Ich setzte mich mit Wölkchen in den feuchten Sand und begann uninspiriert damit, ihn umzugraben.

»Guck mal, was ich gefunden habe«, sagte ein schwarzhaariges kleines Mädchen zu Wölkchen. Sie zeigte stolz ein Sieb mit einer perlmuttfarbenen kaputten Muschel, einem Aprikosenkern, einem toten Krebs und zwei Federn darin. Der Kern sah aus wie das verschrumpelte Gehirn

eines Eichhörnchens. Der Krebs stank; und was war eigentlich aus der Vogelgrippe geworden?

»Oh, wie schön«, lobte Wölkchen.

»Wollen wir gucken, ob wir hier noch mehr Federn finden?«, fragte das Mädchen.

Wölkchen schaute mich an. Ich nickte. Die Vogelgrippe war längst Geschichte und gehörte zu den medial hysterisch überhöhten Ereignissen.

»Ist es nicht wunderbar hier?«, fragte Güler Bingöl, nahm die Kostbarkeiten aus dem Sieb ihrer Tochter entgegen und setzte sich zu mir in den Sand. Ihr Name stand auf einem kleinen Gespenst, das sie an ihre Jeansjacke geheftet hatte.

Güler breitete die Arme aus, atmete tief ein und sagte fröhlich: »Diese frische Luft! Herrlich! Und dann die vielen Schiffe – der Wahnsinn! Guck dir mal diesen Riesentopf da an. Ist das nicht toll? Wie ein schwimmendes Hochhaus. Einfach irre, dass sich so ein Ding über Wasser hält. Im Touristenprospekt steht, dass im Jahr 60 000 Schiffe an Cuxhaven vorbeifahren.«

Sie suchte in ihrer Handtasche nach einer Packung mit Zigaretten und zündete sich eine an.

»Ich will mir hier ja das Rauchen abgewöhnen«, sagte Güler. »Schon wegen meiner Tochter. Außerdem müssen zwölf Kilo runter. Das schaff ich. Mit Aqua-Gymnastik, Pilates, Yoga, Zumba, Walken – dem ganzen Kram, der ordentlich Kalorien verbrennt. Das soll auch gegen Orangenhaut helfen. Ihr seid doch auch in der Mutter-Kind-Klinik, oder?«

Ich zuckte zusammen. Nein. Ich gehörte nicht zu diesen Anstaltsinsassen. Ich war ein freiheitsliebender, unabhän-

giger Geist, der sich nicht ab 22 Uhr einsperren ließ. Mit meiner roten Kinderschaufel häufte ich weiter Sand auf den schiefen Hügel vor meinen Füßen und blickte kurz auf das riesige Containerschiff und einen kleinen Krabbenkutter, der mit hochgezogenen Netzen in den Hafen zurückkehrte. Dann sah ich Güler an: Sie war ein wenig pummelig, aber trotzdem ausgesprochen attraktiv – schwarze, halblange Haare, riesige Augen, ein sympathischer Lachmund.

»Ich werde ganz schön die Zähne zusammenbeißen müssen, um es in der Seeburg aushalten zu können«, sagte ich wahrheitsgemäß.

»Echt?«, fragte Güler und riss erstaunt ihre großen Augen auf. »Wieso das denn?«

»In der Klinik sind ... Na ja, es ist da ganz schön laut und ganz schön wuselig«, sagte ich ausweichend. »Außerdem bin ich nicht so der große Sportfreak.«

In Hamburg war ich ein Jahr zahlendes Mitglied in einem Fitnessstempel gewesen, den ich vielleicht ein dutzend Mal besucht hatte. Das dazugehörige elegante Schwimmbad wurde von vielen nackten Rentnern bevölkert, die meistens wie tot am Beckenrand im Wasser trieben. Die Anwesenheit von Kindern war mit Ausnahme eines einzigen Badetages in der Woche nicht gestattet. Ich war mit Wölkchen gelegentlich hingefahren, weil es mir eine Herzensangelegenheit war, dass meine Tochter schwimmen lernte. Als der Badetag, der eigentlich nur aus ein paar Badestunden bestand, aufgrund von Protesten des sonst leblosen Treibguts abgeschafft wurde, hatte ich erobert gekündigt. Ich hatte der Frau von der Kundenbetreuung gesagt, sie könne sich ja mal wieder bei mir

melden, sobald sie einen rentnerfreien Tag eingeführt hätten.

»Also, ich habe so eine geile Bude bekommen«, sagte Güler. »Fetter Blick auf die Nordsee. Das ist wie Urlaub, wenn du aus dem Fenster guckst. Und ein paar richtig nette Frauen habe ich heute Vormittag auch schon kennengelernt. Die eine hab ich beim Einkaufen im Real getroffen. Ich blöde Kuh habe drei Tüten Überlebensproviant eingekauft und mir gar keinen Kopf gemacht, wie ich den ganzen Plunder in die Klinik schaffen soll. Sie hat uns mit ihrem Auto mitgenommen. Sie kommt aus Rendsburg.«

Im Imbiss hinter uns sang jetzt Silbermond: *»Ich habe einen Schatz gefunden ...«*

Ich hatte nichts gegen Silbermond, aber dieses Lied konnte ich nicht leiden. Wenn es gespielt wurde, stand ich normalerweise auf und drehte beim Radio den Ton ab.

Ich guckte auf die Nordsee, die sich gerade wieder zurückzog, und sah einer Mutter zu, die ungelenk versuchte, Steine über das ablaufende Wasser hüpfen zu lassen. Platsch. Platsch. Platsch. Platsch. Ihre Tochter beobachtete, wie die Kiesel ohne Umweg untergingen.

»Bei so einer Kur sind natürlich immer ein paar schräge Vögel dabei«, sagte Güler und küsste ihre Tochter, die ihr gerade drei neue Federn schenkte, auf die Stirn. »Aber ich habe ein gutes Bauchgefühl. Mit einigen von den Mädels hier kann man bestimmt Cuxhaven rocken.«

Ich schaute sie perplex an.

»Ein bisschen Party gehört doch zu einer gelungenen Kur dazu«, sagte Güler zur Bekräftigung und strahlte mich an.

Party, dachte ich. Im Cuxhavener Mütterknast. Mit 75 Frauen. Wahrscheinlich mit Hagebuttentee. Darauf hatte ich mein ganzes Leben gewartet. Ich seufzte schwer.

Güler stopfte die Federn zu den anderen Kostbarkeiten in ihre Handtasche. »Wie heißt du eigentlich?«

»Yola«, sagte ich. »Yola Wolkenstein.« Ich nahm Wölkchen in den Arm und drückte mein kleines Mädchen fest an mich. Zwei zerrupfte Federn für Mami.

Güler lächelte breit und fragte: »Bist du verheiratet?«

Ich nickte.

»Also, ich bin glücklich geschieden«, sagte Güler. »Und damit sozusagen wieder auf dem Markt. Mal gucken – vielleicht geht hier ja was.«

Ich schleppte das restliche Gepäck mit Wölkchens tatkräftiger Unterstützung in unser Apartment und begann damit, uns häuslich einzurichten: Ich drapierte die Kuscheltiere meiner Tochter auf ihrem Bett, baute eine Spielecke auf und legte die Malsachen auf den Tisch. Außerdem kontrollierte ich, ob Wölkchen vom Balkon fallen könnte, falls sie unbeaufsichtigt auf einen Stuhl steigen würde – einer meiner schlimmsten Albträume. Doch die Klinik hatte Sicherheitsscheiben vor dem Balkongitter anbringen lassen, auf diesen Gedanken war man offenbar auch schon gekommen. Aber der Blick auf die Nordsee war in der Tat »fett«, wie Güler es ausgedrückt hatte. Meine Güte, was war das für ein Schiffsverkehr auf dem Meer zu unseren Füßen!

In Gülers Handtasche hatte die neueste Ausgabe meiner Frauenzeitschrift *Shangri-La* gesteckt. Titelzeile: *Schlank mit Soforternfolg! Neuer Zaubertrank = essen, was und wie viel Sie möchten!*

Über diese Zeile hatten wir in Hamburg hitzig diskutiert. Ich fand den Aufmacher albern und unseriös und hatte vehement dagegen argumentiert. In meinen Augen war es ein Unding, dass wir uns für solch einen Pulver-

trank-Blödsinn einspannen ließen, nur weil es die Anzeigenabteilung verlangte. Meine oberste Chefin, die Herrscherin über sämtliche Frauentitel des Verlages, hatte mich schließlich frostig angesehen und gesagt: »Frau Wolkenstein, Sie kennen die Ergebnisse der Marktforschung.«

Ja, ja, die Marktforschung, dachte ich grimmig und legte Wölkchens Prinzessin-Lillifee-Nachthemd zu ihren Kuscheltieren. Die arroganten Lackaffen aus dieser Abteilung taten immer so, als wüssten sie ganz genau, wie unsere klassische Leserin aussah. Die Beschreibung dieser arroganten Typen mit ihren Gelfrisuren war kalt und zynisch, doch ihre Definition wurde im Verlag wie ein Gesetz behandelt. »Die Leserin der *Shangri-La* ist verheiratet, hat zwei Kinder und schon lange keinen Sex mehr«, bläute meine oberste Chefin der Redaktion in den Themenkonferenzen gebetsmühlenartig ein. »Weil sie emotional so verkümmert ist, frisst sie den ganzen Tag Schokolade. Deshalb ist sie auch so fett geworden. Und deshalb braucht sie uns.«

Mehr als einmal war ich mit meiner Chefin aneinandergeraten, weil ich das holzschnittartige, verachtende Frauenbild so nicht akzeptieren wollte. Eine hübsche, fröhliche Deutsch-Türkin aus Fulda hatte von den Wichtigtuern noch keiner auf dem Plan gehabt. Güler hatte mir am Strand berichtet, dass sie unsere Zeitschrift sogar schon seit zwei Jahren abonniert hatte. Und ich hatte eine tiefe Genugtuung empfunden, als sie mir erzählte: »Die Geschichten lese ich gern, aber die Diäten überfliege ich höchstens.«

Ich checkte noch einmal die E-Mails in meinem Smartphone. Nichts, worum ich mich sofort zu kümmern hatte.

Ohnehin mussten Wölkchen und ich uns jetzt beeilen: In wenigen Minuten begann die Veranstaltung »Leinen los« im Speisesaal.

Güler winkte mir lachend zu, als ich mit Wölkchen die wuselige Halle betrat. An ihrem Tisch saß die krawallige Frau, die beim Einchecken vor mir gestanden hatte. Sie telefonierte lautstark. »Du, das erzähle ich dir später. Ich muss jetzt Schluss machen. Hier ist eigentlich Handyverbot. Hau rein, Kapelle. Bis Denver.« Sie sah aus wie eine rumänische Kugelwerferin mit Wallemähne und trug ein T-Shirt mit dem Aufdruck: »Ich wäre lieber reich als sexy. Aber was soll ich machen?« Auf ihrem Namensschild stand Diana Graf.

Die Frau, die am Strand Steine versenken gespielt hatte, hieß Eva Stoffel und machte aus der Nähe einen ganz umgänglichen Eindruck. Die großen Kinder im Saal spielten Ticken und Rennen, die kleinen Kinder saßen bei den Müttern auf dem Schoß und grabbelten an deren Busen herum. Wölkchen verkroch sich zwischen meinen Armen, als ich mich schicksalsergeben zu den Frauen setzte.

»Das ist Yola, von der ich euch erzählt habe«, sagte Güler zu den beiden Frauen und strahlte wieder übers ganze Gesicht. »Yola ist eine echte Journalistin und ein hohes Tier bei der *Shangri-La*. Stimmt doch, oder?« Ich lächelte Güler zu. Eva schaute mich freundlich und interessiert an. Diana musterte mich von oben bis unten und fragte schließlich angriffslustig: »Ist diese Shangri-Was irgendeine neue Frauenzeitschrift?«

Ich hatte nicht die geringste Lust, mich mit der Krawall-

tante anzulegen, und antwortete ausweichend: »Na ja, so neu ist sie nicht mehr.« Diana verschränkte die Arme vor der Brust und sagte: »Ich lese diesen ganzen Kram nicht. Ich kann die Dinger einfach nicht auseinanderhalten. Da steht auch immer das Gleiche drin. Und die ganzen Diäten stehen mir bis hier.« Sie zeichnete eine imaginäre Linie um ihren Hals.

»Dann sind wir uns bei diesem Thema schon mal einig«, sagte ich und schaute sie betont freundlich an. »Ich kann beknackte Diäten auch nicht leiden. Dummerweise habe ich aber noch einige Verlagsmenschen über mir, die glauben, dass sich Zeitschriften nur mit diesem Quatsch verkaufen lassen. Aber ich arbeite daran, den Schlinkheitswahn abzuschaffen.«

»Ich habe mich damit abgefunden, dass mir bei Zara nur die Handtaschen passen«, grummelte Diana. »Und wenn ich zu Weihnachten Rezepte für Plätzchen brauche, gucke ich ins Internet.«

»Aber die Geschichten in der *Shangri-La* lese ich trotzdem echt gern«, beharrte Güler. »Manchmal bringen sie mich zum Weinen, manchmal richtig zum Lachen.«

Dann war ich wohl auf dem richtigen Weg, dachte ich. Es gab viele Entscheidungsbereiche, in denen mir die Hände gebunden waren. Aber bei den Reportagen achtete ich sehr darauf, dass sie meine Handschrift trugen. Ich hatte der Redaktion eingeschärft, sorgfältig mit ihrer Verantwortung umzugehen. Unterhaltung ja – aber keine Volksbelustigung auf Kosten anderer. Keine Zurschaustellung lebender Kuriositäten. Sollten sich andere die Hände schmutzig machen und über psychisch Versehrte und zutrauliche Perverse berichten. Ich mochte keine Geschich-

ten, in denen Menschen vorgeführt wurden. Ich bestand auf Respekt.

Die ruppige Diana holte einen Apfel aus ihrem Rucksack, biss krachend hinein und verkündete: »*One apple a day keeps the doctor away.*« Offenbar, dachte ich erleichtert, war das Verhör mit mir fürs Erste beendet.

»Apropos lachen«, sagte Güler zu mir gewandt. »Nachdem du vorhin zur Klinik zurückgegangen bist, hab ich mich fast weggeschmissen. Schlurfte da ernsthaft eine Mutti über den Deich, rieb sich die Augen und sagte zu ihren Kindern: ›Saggradi! I woaß a ned, welcher oider Bscheißa das Wassa ablasse hat!‹«

Ich grinste schief. Diana gluckste und sagte kauend: »Über einige Frauen hier kannst du dich nur wundern. So 'ne Rita hat sich beim Einchecken furchtbar darüber aufgeregt, dass sie keinen eigenen Kühlschrank im Zimmer hat. Wahrscheinlich macht sie sich Sorgen, wie sie ihren Weißwein kalt kriegen soll.«

Aus Evas Handtasche brummte es, tief und gleichmäßig. »Na, na, hier in der Klinik herrscht Handyverbot«, sagte Güler mit erhobenem Zeigefinger und gespielter Strenge. »Und Partnerverbot«, fügte Diana hinzu und lachte schmutzig. »Da muss man sich zu helfen wissen.« Die Frauen rings um uns herum prusteten los, und Eva wurde rot bis in die Haarspitzen. Sie fummelte hektisch in ihrer Handtasche herum, beförderte ein Sesamstraße-Kinder-telefon ans Tageslicht und legte es nach dem Ausschalten demonstrativ auf den Tisch.

Ich schüttelte den Kopf und wunderte mich, in welchen verrückten Hühnerhaufen ich da geraten war. Hier fehlte ja nur noch der Hahn.

Der Klinikchef der Seeburg hielt mit seiner Entourage Einzug in den Saal. Neben ihm standen der Ärztliche Leiter, der Küchenchef, zwei Masseure und der Leiter der Sportabteilung. Der Klinikchef steckte lässig die Hand in die Hosentasche und begann routiniert damit, seine Gäste zu begrüßen.

»Das macht er ja toll«, flüsterte Eva und legte den Kopf ein wenig schief.

»Ja«, sagte Güler. »Der Typ ist schnuckelig. Ein echter Hotti. Der Mann könnte auch im Fernsehen auftreten.«

Der Klinikchef sprach von der enormen Heilkraft der See, dem Reizklima in Cuxhaven, der pollenfreien Luft und den Aerosolen – winzigen Teilchen aus Jod und Salz, die dafür sorgten, dass die Atemwege freigepustet wurden. Und er erzählte, dass es völlig normal sei, in den ersten Tagen das Gefühl eines Lagerkollers zu bekommen. »Zu Anfang Ihres Aufenthalts in der Seeburg werden Sie nicht weniger Probleme haben, sondern mehr. Sie funktionieren nicht mehr«, sagte der Klinikchef und lächelte. »Bei uns geht es ums Loslassen. Unser Thema ist nicht das tägliche Überleben. Wir reden *über Leben*.«

»Den finde ich ja noch heißer«, murmelte Diana, als der Ärztliche Leiter das Wort ergriff. »Der hat bestimmt volles Brusthaar. Ich *liebe* Männer mit vollem Brusthaar.«

Ich guckte Diana irritiert an. Woran erkannte sie das denn? Der Mann trug Schlips und Kragen. Aber auch sehr elegante Budapester. Billige, ausgelatschte Schuhe konnten nach meiner Ansicht den attraktivsten Mann entstellen.

Auch er redete von den Aerosolen, von der Erstverschlechterung, der Musterunterbrechung und dem Hang



Sandra Girod

Manchmal will man eben Meer

Roman

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 352 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-7645-0557-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juli 2016

Manchmal braucht man im Leben einfach ein bisschen frischen Wind!

Für ihre vierjährige Tochter würde die Journalistin Yola Wolkenstein alles tun – eine Mutter-Kind-Kur in Cuxhaven stand allerdings nie auf ihrer Liste von Dingen, die man im Leben unbedingt mal gemacht haben muss ... In der Kurklinik an der Nordsee trifft Yola andere Mütter, bei denen auch nicht immer alles rosig läuft. Aber davon muss man sich ja nicht gleich unterkriegen lassen! Gemeinsam stellen sich die Frauen ihren Problemen und finden unkonventionelle Lösungen. Als sie beschließen, es auf einem Rockkonzert mal wieder richtig krachen zu lassen, nimmt der Abend jedoch einen ungeahnten Lauf ...

 [Der Titel im Katalog](#)